Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 16. 10. 1938 | Nr. 42

Deutsche Familienforschung in Polen.

Von Dr. A. Lattermann.

DPD Die Familienforschung in der deutschen Volksgruppe in Polen hat in der letzten Zeit bedeutende Fortschritte gemacht. Die erste Auflage von 10 000 Stück des von K. Lück und H. Beckmann bearbeiteten Stammbuches „Blut und Boden" ist vergriffen, eine Neuauflage ist in Vorbereitung. Ebenso ist des Unterzeichneten „Einführung in die deutsche Sippenforschung in Polen" ausverkauft und soll in stark erweiterter Neuauflage herauskommen. Bis dahin sei auf den das Wichtigste enthaltenden Aufsatz im Februarheft der Zeitschrift „Familie, Sippe, Volk" verwiesen. Von neuen Veröffentlichungen hat die „Historische Gesellschaft für Posen" neu herausgebracht den „Personennachweis für die Koschnaewjer Dörfer bei Konitz von 1651—1702" von Dr. P. Panske und „Deutsche Familiennamen in polnischen und russischen Adelsverzeichnissen des 18. und 19. Jahrhunderts (je 1,80 Zloty, bzw. im Reich: Verlag S. Hirzel-Leipzig 1,20 RM). Auf den Umschlagseiten des letzteren Heftes sind sämtliche noch greifbaren Veröffentlichungen der genannten Gesellschaft, geordnet nach Sachgebieten, verzeichnet. Für die Familienforschung wichtig sind auch die bisher erschienenen 5 Hefte der Reihe „Unsere Heimat". Erschienen sind von Dr. Kurt Lück: „Kolmar", von M. Grossert: „Rosenau, Kreis Mogilno", von K. Otto: „Czarnikau" (je 0,60 Zloty, bzw. RM) und A. Breyer: „Sompolno" (1,20 Zloty, bzw. RM). Weitere Hefte über Pabianitz, Gramtschen, Samotschin usw. sind bald zu erwarten.

An sonstigen wichtigeren neuen Hilfsmitteln aus anderen Verlagen seien genannt: die umfassende Neuauflage des Verzeichnisses deutscher Familienforscher und -verbände Görlitz, C. A. Starke, 860 S., 21 RM weniger 25 Prozent Nachlaß) wie bei allen im Reich gedruckten Werken). Das Werk enthält Anschriften von Einzelforschern, Verbänden, Vereinen usw. in aller Welt und über 10 000 Namen und Orte. Es ist, ebenso wie die ständig weitergeführten „Familiengeschichtlichen Quellen" des anderen alten sippengeschichtlichen Verlages Degener u. Co. und die sonstigen Hilfsmittel, in der Geschäftsstelle der „Historischen Gesellschaft Posen", (Aleja Marsz. Piłsudskiego 16) vorhanden.

Für einzelne Landesteile ist außer dem „Familiengeschichtlichen Wegweiser" von H. Hopf „Die Freie Stadt Danzig" zu erwähnen, für das ehemalige Westpreußen J. Krzepelas: „Rody ziem pruskich" (Die Geschlechter des preußischen Gebiets), ein 11 Jahre altes Adelswerk, das jetzt beim Verlag Gebethner und Wolff in Warschau für nur 1 Zloty zu haben ist. Weiter ist für Posen besonders der Quellenband zu Werner Schulz: „Die zweite deutsche Ostsiedlung im westlichen Netzegau" (Leipzig, S. Hirze) zu nennen, der zahllose Quellen enthält und besonders für deutsche Familien pommerschen Stammes wichtig ist. Für Posener Pastorenfamilien ist das von Sup. D. Smend bearbeitete Namensverzeichnis zu Werner-Steffani: „Geschichte der evangelischen Parochien in der Provinz Posen" (Historische Gesellschaft — Posen) nützlich. Für Schlesien haben E. Randt und H. O. Swientek die älteren Personenstandsregister Schlesiens (Görlitz, Starke) dankenswerter Weise bearbeitet. Personen, deren Vorfahren dem alten preußischen Heere angehörten, dient A. v. Lynker: „Die altpreußische Armee 1714—1806 und ihre Militärkirchenbücher" (Berlin, Verlag für Standesamtswesen), da ja ein großer Teil des jetzigen Polen damals längere oder kürzere Zeit zu Preußen gehört hat. (Oberschlesien seit 1742, Westpreußen samt Netzebezirk seit 1772, Südpreußen seit 1793, Neu-Ostpreußen seit 1795.

Von dem bekannten deutschen Geschlechterbuch (DGB) ist im Verlage C. A. Starke soeben der 100. Band herausgekommen und damit ein bedeutsamer Markstein erreicht. Es ist ein gemischter Band, d. h. ein solcher, der Familien aus den verschiedensten Gegenden umfaßt. Seit dem 8. Bande wird das Riesenwerk seit nunmehr 40 Jahren von dem jetzigen Reichspräsidialrat Dr. jur. Bernhard Koerner, Berlin NW. 23, Klopstockstraße 55, geleitet.

Der Vater spricht / Von Friedrich Jaksch

Die Zeit geht nicht.
Nichts ging an uns vorbei.
Hunger, Pest Hussitenritte,
Karbatschen, ungarischer Panduren,
Versailles!
Alles waren doch bloß Schritte
Von etwas Nahendem!

Und kommt erst die Zeit!
Gott wird die Pendel seiner Uhren
Einmal auch unserem Volk in die Fäuste legen,
Und sie werden in weißen Tagen
Mit hellen Schlägen
Eine heiße Stunde aus den Glocken schlagen.

Wir müssen nur treu sein, wie die Äcker sind,
Und stark und schweigsam wie die Berge tragen.
Vielleicht bist du dann schon bei mir, mein Kind,
Und bei den anderen in dem großen Garten
Und schläfst unterm Kreuze mit dem bleichen Schweiger.
Das Volk ist ewig! Das Volk kann warten.
Gott stellt die Zeiger!

Friedrich Jaksch, der Autor dieses 1935 erschienenen Gedichts, ist identisch mit Friedrich Bodenreuth; unter diesem Pseudonym gelang ihm Ende 1937 die Veröffentlichung seines schnell berühmt gewordenen sudetendeutschen Romans: „Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland".

Was es im Sudetenlande gibt.

Kleine Auslese wissenswerter Tatsachen für Touristen.

Der schönste Aussichtsberg Nordböhmens ist der 835 Meter hohe Milleschauer; man übersieht von hier den malerischsten Teil des böhmischen Mittelgebirges, dessen höchste Erhebung der auch Donnersberg genannte Phonolitkegel ist.

Die bedeutendsten Uranerz-Vorkommen der Welt werden in der Nähe des Badeortes St. Joachimsthal bergmännisch ausgebeutet. Das Ehepaar Curie entdeckte in den Rückständen der Joachimsthaler Uranfarbenerzeugung 1898 das Radium, das seitdem aus der Uranpechblende gewonnen wird. 70 Waggons Erz ergeben erst 1 Gramm des unendlich kostbaren Stoffes.

Die höchste böhmische Bahnstation ist mit 1003 Meter Kubohütten bei Obermoldau an der Strecke Wallern—Winterberg. Sie ist Ausgangspunkt für den Besuch des Wintersportgebiets am Kubani.

Bei Saaz findet sich das größte zusammenhängende Hopfenbaugebiet Europas. Rund 16 000 Hektar werden mit der für die Biererzeugung so wichtigen Pflanze bebaut. Deutschlands Hopfenbaufläche beträgt nunmehr zusammen mit den bayerischen, württembergischen und badischen Anbaugebieten über 30 000 Hektar.

Die heißeste Thermalquelle Europas ist mit 72 Grad Celsius der große Karlsbader Sprudel. Er schüttet in der Minute 2000 Liter Thermalwasser und fördert stündlich ca. 250 Kilogramm Kohlensäuregas.

Die Rieseneichen im Schloßpark von Dallwitz bei Karlsbad, die schon von Theodor Körner besungen wurden, schätzt man auf ein Alter von über 1000 Jahren. Die stärkste Eiche hat 9,5 Meter Umfang. In dem ausgehöhlten Stamm eines dieser Riesenbäume wächst eine junge Eiche, die aus dem hierher gebrachten Samen der Eiche auf Theodor Körners Grab in Wöbbelin erwuchs.

Im Stift Tepl, dem die Gründung Marienbads zu verdanken ist, wird der Codex Teplensis aufbewahrt, eine deutsche Bibelübersetzung aus dem 14. Jahrhundert, die hauptsächlich auf der Vulgata, der von der katholischen Kirche als authentisch angesehenen lateinischen Bibelübersetzung, beruht.

Das höchstgelegene Dorf Böhmens ist mit 1167 Meter Buchwald nördlich Freyung. Bei klarem Wetter ist von hier aus die gesamte Alpenkette sichtbar.

Sachsen verbinden mit Nordböhmen nicht weniger als 14 Eisenbahnlinien, wozu noch zahlreiche gut ausgebaute Straßen und die Elbe als vielbenutzte Verkehrswege treten.

Die Stadt Reichenberg besitzt am Abhang des 1010 Meter hohen Jeschken eine mit der Straßenbahn erreichbare 3313 Meter lange Rodelbahn, die auf 440 Meter Gefälle 20 überhöhte Kurven und außerdem eine 2 Kilometer lange Auslaufbahn hat.

Europas größtes Granitbergwerk befindet sich bei Schwarzbach-Stuben in der Nähe von Oberplan im Böhmerwald, wo Adalbert Stifter geboren wurde.

Der Anschluß der sudetendeutschen Gebiete bringt Deutschland einen Zuwachs von rund 15 Bädern mit etwa 120 Heilquellen.

Der Mäuseturm zu Kruschwitz.

Neu erzählt von Clemens Conrad Rößler.

Vor tausend und noch vielen Jahren lebte in Kruschwitz der Herzog Popiel. Er war im ganzen Lande gefürchtet, denn er war hart und grausam und achtete nicht das Recht und die Sitten des Volkes. Hörten die Bauern, daß er in ihre Gegend kommen sollte, so versteckten sie sich im Korn oder in den Wäldern. Vernahmen die Ritter und Kaufleute, daß er des Weges daherzog, so machten sie oft weite Umwege, um ihm nicht zu begegnen. Denn Popiel nahm ihnen alles weg, was ihm gefiel. Und keiner durfte dazu ein böses Wort sagen oder eine unzufriedene Miene aufsetzen, sonst gab es Schläge. Ja, mancher kam dann noch in den großen finstern Turm, der an dem Ufer des Goplosees stand. Popiel war auch kein rechter Krieger mehr, wie es die Fürsten früher waren; er fürchtete den offenen Kampf, weil er das Fechten schon lange verlernt hatte. Dafür aber feierte er gern Feste. Er wollte im ganzen Lande überall der Erste sein, von allen umschmeichelt und gelobt. Dazu aß und trank er übermäßig — überhaupt, in nichts konnte er Maß halten. So auch in seinem Haß gegen die Verwandten. Die hatten ihn oft schon verwarnt und ihm sein schlechtes Leben vorgehalten. Popiel hatte dann jedesmal fest versprochen, sich zu bessern. Doch innerlich war er über seine Verwandten ergrimmt und schwor ihnen heimlich Rache. Auch neidete er ihnen die großen Güter, die er selber haben wollte, um noch größere Feste feiern zu können.

Eines Tages stand Popiel am Fenster seines Schlosses, blickte finster auf den Hof hinaus und dachte nach, was er seinen Verwandten Böses antun könnte. Da sah er den alten Schäfer durch die Ställe gehen, wie er Gift gegen Mäuse und Ratten legte. Plötzlich stieß Popiel einen freudigen Ruf aus und schlug sich lachend in die Hände. Er hatte es gefunden. Das Gift sollte ihm helfen, seine Verwandten umzubringen. Dann brauchte er nicht mehr um seinen Thron zu bangen, um den sie ihn gewiß bringen wollten.

Sogleich begab er sich zu seiner Frau und sagte ihr, daß er seine Verwandten zum Sonntag einladen wolle. Damit sie aber auch kämen, wollte er ihnen sagen lassen, daß er beschlossen habe, ein neues und besseres Leben zu beginnen. Ihnen allen wollte er es fest versprechen. Darauf lächelte er geheimnisvoll seiner Gemahlin zu und flüsterte: „Die Speisen und Getränke werden wir beide anrichten und mit Gift mengen. Dann sind wir sie endlich los."

Seine Frau war damit einverstanden, und kurz darauf schickte Popiel seine Boten zu den Verwandten mit der Einladung zum Versöhnungsmahl.

Der darauf folgende Sonntag war ein wunderbarer Sommertag. Alle Eingeladenen waren gekommen. Popiel bat sie nun feierlich und bewegt um Verzeihung und versprach, sich zu bessern. Nie wieder wollte er etwas Schlechtes tun. Darauf gab er allen den Bruderkuß. Die Verwandten waren tief erfreut und sagten Popiel herzliche Worte. Der bat sie nun in den Speisesaal. Mit herrlichen Gerichten waren die Tische bestellt. Was gab es da nicht alles. Die wunderbarsten Fleisch- und Fischgerichte, dann süße Speisen aus Mehl, dazu Met und Wein.

Lustig war es an der Tafel. Ein Sänger war da, der Heldenlieder von den Ahnen sang und die Gesänge auf einer Laute begleitete. Auch ein Narr trieb allerlei Kurzweil.

Mit einem Male verzog einer das Gesicht und klagte über Leibweh, das immer schlimmer wurde. Einem anderen ging es gleich darauf ebenso, und schon schrie ein dritter schmerzlich auf. Endlich jammerten alle über heftige Leibschmerzen.

Popiel und seiner Frau wurde nun doch Angst. Sie sagten, daß sie in die Küche gehen und sehen wollten, ob sie dort nicht etwas fänden, was allen Linderung verschaffen könnte. Eilig gingen sie hinaus. Der Verwandten wurde immer schlechter. Da sagte einer: „Brüder, warum haben wir alle Leibweh, nur Popiel und seine Frau nicht?"

Ein Greis antwortete mit weher Stimme: „Wir sind vergiftet."

„Vergiftet." Entsetzt schrien alle auf, und noch zur selben Stunde starben sie unter schrecklichen Qualen. Als letzter Popiels Bruder. „Vergiftet hat er uns", wimmerte er, dieser Wicht, und niemand ist da, der uns rächen wird."

Da hörte er ein Rascheln an seinem Ohr, und er glaubte ein piepsendes Stimmchen zu vernehmen, das da sagte: „Deine Klage habe ich vernommen, und Popiel, der böse Mörder soll seiner Strafe nicht entgehen."

„Wer bist du?" jammerte der Sterbende.

„Der Mäusekönig", erklang es. Und eine Maus, die rotfunkelnde Augen hatte und eine Krone auf dem Kopfe trug, kroch leise im Zimmer umher. „Popiel wird durch uns sterben", wispelte das Stimmchen von neuem, „zuviel Leid hat er den Menschen und Tieren angetan." Darauf verschwand der Mäusekönig, und Popiels Bruder starb.

Nach einiger Zeit schlichen der Herzog und seine Frau in den Speisesaal. Als sie die Toten sahen, sagte der Herzog: „Nun wird uns niemand mehr den Thron streitig machen, jetzt können wir ganz ruhig sein."

Da war es wieder, als wenn das zierliche Stimmchen des Mäusekönigs aus einer Ecke des Zimmers erklang:

Ein deutscher Don Quijote.

Wenn die Rede von Don Quijote ist, dann denkt man an den spanischen Ritter von La Mancha, den Miquel de Cervantes in seinem unsterblichen Buche beschrieben hat. Daß es aber auch einen deutschen Don Quijote gegeben hat, wenn auch in weniger grotesk-burlesker Art, wird nur wenigen bekannt sein. Jener Don Quijote, von dem hier die Rede sein soll, wurde am 5. Mai 1654 geboren und mit dem schönen Namen Friedrich Wilhelm von Kyau beschenkt. Er war das siebzehnte Kind seiner recht ehrbaren und wohlbeleumdeten Eltern — der Vater war Heinrich Adolf von Kyau, der als Oberstwachtmeister in kurbrandenburgischen Diensten stand. Und um es gleich vorwegzunehmen — er starb im Alter von 80 Jahren als Kommandant der Festung Königstein, welche Stellung er sich durch einen beispiellosen Scherz erobert hatte. Kyau war ein durchaus edler Charakter, der schon früh Not und Elend erfahren hatte. Besaß er auch manche Ähnlichkeit mit seinem spanischen Kollegen, so kämpfte er, doch weit erfolgreicher und mit entschieden mehr Geist und Witz, gegen die lockeren Zustände der menschlichen Gesellschaft als jener. Was uns besonders an diesem deutschen Quijote interessiert, ist die Tatsache, daß er nach manchem Hin und Her auch in König August des Starken Dienste kam und in Polen Aufenthalt nahm. — Von seinen Taten hat sich besonders sein Einzug in Berlin der Nachwelt erhalten, da er, mit Schlafrock und Nachtmütze bekleidet, auf einem Esel in die preußische Hauptstadt einritt. Kyau war nämlich ob eines Streiches in Spandau inhaftiert und nur dank der Fürsprache der Kurfürstin wieder freigelassen worden. Auf seine Art wollte er nun dem Fürsten den Dank abstatten und kaufte sich einen Esel, auf dem er in der merkwürdigen Ausstattung nach Berlin kam. Natürlich erregte er bei den Leuten größte Heiterkeit, allein er ließ sich dadurch nicht beirren. Mit aller Gravität verfolgte er seinen Weg.

In Berlin angekommen, zog das Publikum haufenweise hinter ihm her, lachend und neugierig ob des Zieles dieses modernen Propheten. Dem kurfürstlichen Paare wurde von dem seltsamen Pilger Kenntnis gegeben.

Vom Altane des Schlosses aus sah es diesen daherziehen, umgeben von einer ungeheuren und fröhlichen Menschenmenge. Der Kurfürst befahl einem Diener, sich zu erkundigen, wer der komische Fremdling sei. Der Diener brachte die Antwort, daß es Kyau sei, welcher aus Spandau komme und dem Kurfürsten seine Aufwartung zu machen wünsche.

„Soll heraufkommen“, befahl der Regent, der den lustigen Kyau wohl kannte. Kyau erschien, fest eingehüllt in seinen eleganten Schlafrock, die Schlafmütze in der Hand, verbeugte sich ehrfurchtsvoll, ohne ein Wort zu sagen.

„Was willst du?“ fragte dieser.

„Ew. Durchlaucht für die Gnade meiner Befreiung untertänigst danken.“

„Aber warum in diesem Aufzuge?“

„Halten Ew. Durchlaucht zu Gnaden, es sind in Spandau schlechte Zeiten und man muß sich nach der Decke strecken.“

„Ich verstehe dich, Schalk. — Da nimm dies, kaufe dir ein Pferd, auf einem Esel darf kein geistreicher Mann reiten!“ erwiderte der Kurfürst lachend und befahl ihm, wieder bei seinem Regiment einzutreten.

Als Kyau wieder auf dem Schloßplatz erschien, fand er hier noch dieselbe Menge Schaulustiger, welche seinen Esel umstand und der weiteren Dinge harrte. Kyau rief in die Wartenden hinein: „Der Kurfürst hat mir ein Pferd geschenkt, ich schenke euch den Esel. Ein jeder nach Stand und Würden.“ Darauf legte er rasch den Schlafrock ab, der er über den Anzug gezogen hatte, gab seinem Langohr [illegible] Klaps und verschwand.

Kyau stand — wie gesagt — beim polnischen König in Diensten. In seiner Eigenschaft als General-Adjutant befand er sich ständig in der Nähe des Regenten, welcher ihm wegen seiner geistreichen Unterhaltung besonderes Wohlwollen schenkte. Nun begab es sich, daß er in Warschau eines Tages an einem Zechgelage polnischer Edelleute teilnahm. Ein Herr von Wilczewski ließ es sich besonders angelegen sein, dem Fremdling zuzutrinken und goß Kyau einen Humpen Branntwein ein, der den Durst von einem halben Dutzend deutscher Postillone gelöscht haben würde. Kyau als Gast mußte wohl oder übel dem Polen Genüge tun und leistete sein Möglichstes. Aber als jener ihm immer wieder zutrank, natürlich in der Absicht, Kyau unter den Tisch zu trinken, und Kyau ablehnte, fühlte sich dieser beleidigt und stieß einen Fluch aus. Als er sah, daß sein Gast nicht widersprach, wurde er immer aufdringlicher. Da war aber Kyaus Geduld zu Ende und mit einem Schlage, der so gewaltig war, daß der Edelmann lang auf die Erde fiel verabschiedete er sich von seinem unfreundlichen Partner. Torkelnd, aber selbstbewußt verließ er dann die Stätte.

Prüft Eure Bestände, opfert für die Kleidersammlung!

Kyau hatte einmal die Wahrnehmung gemacht, daß die Einwohner eines Ortes, entgegen der obrigkeitlichen Bestimmung, ihre Toten ohne Innehaltung der gesetzlichen Frist zu begraben pflegten. Diese Grausamkeit empörte ihn derart, daß er beschloß, dem Unwesen Einhalt zu tun und die Stadtväter durch ein drastisches Mittel auf ihre Schuldigkeit hinzuweisen. Er erkrankte plötzlich und ließ durch seinen Diener Jakob, seinen getreuen Sancho Pansa, der mit Kyaus Kniffen schon hinlänglich vertraut war, alle Anstalten zum Begräbnis treffen. Die Geistlichen und eine große Menschenmenge begleiteten den „Verstorbenen“ zum Grabe, und da nun eben der Geistliche den Segensspruch beendet hatte und die erste Schaufel auf den Sarg polterte, stieß Kyau mit Ungestüm den Sargdeckel auf und kletterte aus dem Grabe. Wild stob die Menge von dannen. Der Geistliche stürzte über den Kantor, der wieder über die Chorschüler, die Chorschüler über die Nächststehenden, und so entstand ein wehleidiges Gedränge und Gejammer. Hüte, Perücken — alles lag auf der Erde, und nur der Totengräber blieb zurück mit bibbernder Schaufel in der Hand und fragte: „Bist du ein guter oder ein böser Geist?“

Kyau wetterte und beschwor, sämtliche Ratsglieder vor den Richter zu bringen, da sie die gesetzlichen Vorschriften nicht geachtet und einen Ohnmächtigen hätten begraben wollen. Als der Totengräber das den Stadtvätern mitteilte, beschlossen sie, Kyaus Schweigen zu erkaufen und ihm zu Ehren einen Schmaus zu geben. Groß war das Gelage und die Stadtväter mußten versprechen, nie wieder die Vorschriften zu übertreten. Er erzählte den Staunenden, wie seine Seele, während der Körper starr und gefühllos geworden, die Reise in überirdische Welten angetreten hatte. Sprachlos und entsetzt hörten die guten Bürger zu und hielten alles für unbedingte Wahrheit. Durch den Genuß des Alkohols war aber der Diener redselig geworden und so kam der Betrug langsam ans Tageslicht. Doch auch die vorgesetzte Behörde hatte von der Angelegenheit Kenntnis erlangt und nun schützte selbst der Schmaus die Stadtväter nicht mehr vor der Strafe . . .

Und nun wurde Kyau auch einmal König! König von Polen! Die vielen Reisen, die er mit dem König machen mußte, sowie die Schattenseiten des Hoflebens, hatten nämlich in Kyau den Wunsch erweckt, auch einmal ein ruhiges Dasein zu führen. Wie das aber fertigzubringen war, bereitete ihm viele Kopfschmerzen. Da wurde im Jahre 1715 die Kommandantenstelle auf dem Königstein frei. Es bewarben sich wohl viele, aber wie sollte ausgerechnet er den vielen Kandidaten vorgezogen werden?

Stumm und traurig saß er eines Tages an der Tafel des Königs. Der bemerkte den auffallenden Stimmungswechsel und fragte nach der Ursache desselben. Kyau erklärte, es sei ein unbefriedigter Wunsch. Die Hofherren begannen zu raten und da es doch keiner erfaßte, fragte der König:

„Nun, was wünschest du denn? Es wird doch wohl kein Königreich sein?“

„Eure Majestät sind ein zweiter Salomo“, entgegnete flugs Kyau, „es war in der Tat mein Wunsch, König — wenn auch nur auf ein paar Minuten zu sein.“

„Nun, dazu kann Rat werden“, sagte dieser gutgelaunt. „Wir wollen tauschen. Sei du König, ich bin unterdessen der General Kyau.“

Der Minutenkönig erhob sich, nahm einen silbernen Vorlegelöffel als Szepter in die Hand, setzte sich in einen an der Wand stehenden Armstuhl, nahm eine gravitätische Haltung an und sagte, gegen den König gewendet, in ernsthaftem Ton:

„Lieber getreuer Kyau! Wir tun dir hiermit zu wissen, daß wir auf dein untertäniges Ansuchen in Gnaden uns entschlossen haben, dich zum Kommandanten der Festung Königstein zu ernennen!“

Nach diesen Worten verließ er rasch seinen improvisierten Thron. Der König, von Kyaus Einfall in heiterste Stimmung versetzt, bewilligte unter Lachen den Antrag.

Am folgenden Tage war Kyau Kommandant der Feste Königstein.

Mädchen und Matrose.

„Sieh mich an, Karline,
hast Du auch die ganze Zeit,
wo ich weg war,
Dich auf mich gefreut?“
sagt zu seinem Mädchen der Matrose.

„Kannst Du Dir doch denken,
wo ich Dich so gern hab, Hein.
Aber ließest Du Dich selber
auch mit keiner andern ein?
sag das Mädchen zum Matrosen.

„I wo werd ich, Linchen,
da Du doch die Beste büst!
Aber hast nun Du auch keinen
angeplinkert und geküßt?
sagt zu seinem Mädchen der Matrose.

„Aber lieber, guter Heini,
das kann ich beschwören,
daß ich grade so wie Du
keinen andern tat erhören,“
sagt das Mädchen zum Matrosen.

„Dann ist alles ja in Ordnung
nein, wie ich mich freu,
denn Du weißt ja, Karoline,
so ein Seemann ist so treu!“
sagt zu seinem Mädchen der Matrose.

Haus Sögeln,

die Heimat von Hindenburgs Jugendliebe.

Wenige wissen Näheres von Hindenburgs Jugendliebe zu der reizvollen Irmgard von Rappart, deren Heimat Haus Sögeln (nahe Osnabrück) während ihres jungen, leider gar so kurzen Lebens gewesen ist. Die jungen Leute hatten sich in Hannover kennengelernt, wohin der damalige Leutnant Paul von Hindenburg mit dem 3. Garderegiment versetzt war, nachdem er im Kriege von 1866 die ersten Lorbeeren errungen hatte. Aber die Werbung des preußischen Offiziers wurde von Irmgards Eltern, die treu zur welfischen Sache standen, durchaus nicht freudig begrüßt. Im Gegenteil! Besonders ihre Mutter, eine geborene von Holtzenberg, war dieser Verbindung völlig abgeneigt. Hatte doch ihr Vater als Adjutant des Königs Georg von Hannover am Hofe seines derzeitigen Herrschers glänzende Zeiten verlebt. Die Familie hing infolgedessen begreiflicherweise mit großer Treue an dem Welfenhause. Bei der starken innigen Liebe des jungen Paares kam die Verlobung aber doch zustande. Und nun spielte sich im Hause Sögeln jenes entzückende Liebesidyll ab, das umwoben von dem Zauber der reizvollen Landschaft zu schön war, um die ersehnte Erfüllung zu finden.

Der junge Offizier folgte 1870 der Fahne seines Regiments nach Frankreich und erlebte persönlich die Krönung dieses Feldzuges durch die Kaiserproklamation in Versailles. Aber das Glück seiner jungen Liebe schwand schnell dahin. Schon 1871 starb die geliebte Braut, kaum 17 Jahre alt. Ihre Gesundheit war immer eine besonders zarte gewesen. Nach diesem schweren Verlust wurde aus dem lebensfrohen jungen Leutnant der ernste, schweigsame Mann, dem das Schicksal die höchste Würde des Deutschen Reiches zugedacht hatte. Rothert hat ein ergreifendes Bild dieser Jugendliebe geschildert, indem er erzählt, daß Hindenburg, nachdem er Irmgard zum ersten Mal gesehen hatte, „Gott auf den Knien gebeten habe, ihm dieses holdselige, blumenhafte Mädchen zur Lebensgefährtin zu schenken“. Die tiefe Liebe Hindenburgs zu Irmgard spricht sich in dieser rührenden Episode seines Lebens ebenso deutlich aus wie in den Worten, welche er nach Jahrzehnten über Haus Sögeln schrieb: „Sind doch die Erinnerungen an diesen mir so lieben Ort durch alle Stürme des Lebens hindurch unverblaßt erhalten geblieben!“

Richard Th. Graf von Schlieben.

„Popiel, Popiel, böser Wicht,
Über dich kommt das Gericht.“

Und hunderte, ja tausende solcher winzigen Stimmen wiederholten die Worte im Chor. Fein und dünn klangen sie, aber hell und klar waren die Worte zu verstehen.

Die Frau des Herzogs erschrak und suchte das ganze Zimmer ab. Popiel aber lachte, rief seine Bedienten herbei und ließ die Leichen in den Goplosee werfen.

Nun kam eine schwere Zeit für das Land. Der Herzog wurde noch grausamer gegen seine Untertanen, denn nun hinderte ihn kein Verwandter mehr, und alle andern wagten nichts zu sagen. Viel Leid tat er den Menschen an. Dazu feierte er Feste, aber nur des Nachts. Denn in den Nächten konnte er nicht mehr schlafen. Sobald er sich auf sein Lager gelegt hätte, hörte er jetzt immer deutlich das piepsende Stimmchen:

„Popiel, Popiel, böser Wicht,
Näher ist schon das Gericht.“

Und stets wiederholten diese Worte Tausende von gleichen Stimmen, die immer zahlreicher wurden. Auch die Frau des Herzogs und die Kinder vernahmen die Stimmen und sie wälzten sich schlaflos auf dem Bette. Um Ruhe vor diesen schrecklichen Stimmen der Nacht zu haben, zog Popiel im Lande umher, und lebte auf den Gütern der ermordeten Verwandten. Aber überallhin verfolgten ihn die Mäuse und ließen ihn nicht schlafen.

Eines Morgens, als er von einem Feste kam und sich niederlegen wollte, glaubte er deutlich die Worte zu hören:

„Popiel, Popiel, böser Wicht,
Heut' beginnt das Strafgericht.“

Und unzählige Mengen von Mäusen stürzten sich auf ihn und bissen ihn ins Fleisch. Auch seine Frau und die Kinder verschonten sie nicht. Popiel sprang vom Lager auf, ergriff sein Schwert und schlug auf die Mäuse ein, aber immer mehr kamen aus den Ecken, durch die Tür und die Fenster gekrochen. Die Frau und die Kinder schrien entsetzt auf und suchten die Mäuse entsetzt von sich abzuschütteln. Alles vergebens. Immer wieder krochen die flinken Tierchen an ihnen empor. Da rief Popiel nach den Dienern. Die holten Stöcke und Keulen herbei und schlugen auf die Mäuse ein. Aber immer neue Scharen kamen herbei. Da ließen die Diener die Stöcke und Keulen fahren und flüchteten vor Grausen ins Freie. Auch Popiel und seine Familie flohen aus dem Schloß. Doch hinter ihnen her zogen die Mäuse. Da sah der Herzog ein Boot auf dem Goplosee stehen. „Dort ist die Rettung“, rief er erfreut und befahl seiner Familie, in das Boot zu steigen. „Im Wasser müssen sie alle umkommen“, frohlockte er und ruderte hastig auf den See hinaus.

Aber die Mäuse sprangen mutig in das Wasser und schwammen dem Boote nach. Popiel erbleichte, und seine Frau schrie auf: „Sie kommen uns nach, sie sind halb hier.“

Der Herzog ruderte, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief — es half nichts, immer näher kamen die Scharen der kleinen Tiere.

Da fiel des Fürsten Blick auf den finsteren Turm, der am Ufer stand. „Da ist die Rettung“, dachte er. Eilig ruderte er dorthin und schickte seine Angehörigen bis nach oben in den Turm. Er selbst ging in die unteren, finsteren Kammern, in denen viele Gefangene schmachteten, und jagte sie ins Freie, damit sie später den Mäusen nicht die Türen öffnen sollten. Darauf schloß er die Türen, die alle aus Eisen waren, und stieg zu seinen Angehörigen hinauf.

Hierher werden sie nicht kommen,“ beruhigte er seine Familie, „die Türen halten allem stand. Jetzt sind wir gerettet“. Hin und wieder blickte er durch das Fenster nach unten und sah, daß sich die Mäuse vergeblich bemühten, in den Turm zu kommen.

Zwei Tage und zwei Nächte war Popiel schon mit den Seinen im Turm, und er glaubte, daß sie nun wirklich schon gerettet wären, da vernahmen sie in der dritten Nacht, wie es an der letzten Tür zu ihnen knabberte und raschelte und wieder klang ihnen in den Ohren die zierliche Stimme:

„Popiel, Popiel, du mußt sterben.
Auch dein Weib und deine Erben.“

„O weh“, jammerten da die Frau und die Kinder und begannen zu flehen und zu weinen. Popiel aber fluchte und schlug mit seinem Schwert umher. Aber es half nichts, die Mäuse fraßen sich durch die Tür und stürzten sich auf die Verzweifelten.

Und wie auch Popiel sich wehrte, die Mäuse bissen sich an ihm fest. Da bat er dann und flehte sie an, ihm und den Seinen das Leben zu lassen. Er wolle auch nicht mehr Herzog sein, sie sollten ihm nur das Leben schenken, das nackte Leben. Und er wolle ein guter Mensch werden.

Aber sogleich hörte er die piepsende Stimme, die hart und unbarmherzig erklang:

„Weil du Gott und Mensch vergessen,
Müssen dich die Mäuse fressen.“

Und mit neuer Wucht bissen sie sich fest und zerfleischten die Leiber des Herzogs und seiner Angehörigen, bis alle tot waren.

Da verschwanden die Mäuse, so, wie sie gekommen waren.

Der Turm aber, in dem sich dieses Strafgericht vollzog, steht heute noch an den Ufern des Goplosees.